Sonntags-Beilage des Halle'schen Tageblattes.

Nr. 40. Sonntag, 2. Oktober. 1887.

Frauengeschlecht in Büchern.

(Schluß.)

Wir wissen aber, daß gleichwohl das Weib auch in geistiger Beziehung dem Manne unentbehrlich ist, daß es ihm mannigfaltige Anregung gewährt, daß es ihn zu den höchsten Thaten begeistert, wie das Kinkel im „Grobschmied von Antwerpen" so schön ausdrückt:

Das Beste, was der Mann vollbringt,
Geräth ihm nur in dem Gedanken.
Daß ihm für Alles, was gelingt,
Der Liebsten Mund wird freudig danken;
Doch Frauenbrust wird stolz geschwellt,
Wenn den Geliebten ehrt die Welt.

Die Erklärung giebt wieder Mirza Schaffy, der so ehrlich den Wahrspruch Luther's

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang

befolgt

Die reine Frau ist wie ein frischer Quell,
Der uns entgegensprudelt klar und hell,
Wie eine lautere Gottesoffenbarung.
Er labt und freut uns nur, trägt keine Lasten,
Doch, die sich beugen unter stolzen Massen,
Die Ströme und Meere schöpfen aus ihm Nahrung.

Ebenso sagt Goethe:

Willst Du erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

und die aus dem 13. Jahrhundert stammende Spruchsammlung der Winsbeke: Sohn, willst Du zieren Deinen Leib, so daß er sei dem Unfug gram, so lieb' und ehre gute Weib'! Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam. Sie sind der wonnigliche Stamm, von dem wir Alle sind geboren. Der hat nicht Zucht, noch rechte Scham, der Solches nicht an ihnen preist; er ist zu rechnen zu den Thoren, und hätt' er Salomonis Geist.

Kommen wir noch einmal zu Mirza Schaffy. Er

. . . will die Schöne in
Ureigener Gestalt seh'n,
Die fremden Schmucks entbehrt,
Oder von Schmuck umwallt seh'n,
Der ihrer Schönheit werth!
Ein Weib, das sich nicht kleiden kann,
Mag schön auch die Gestalt sein,
Ist, was kein Dichter leiden kann,
Und sollt' er noch so alt sein!

Freilich darf das Bestreben, sich anmuthig und reizend zu kleiden, so weit nicht gehen, daß die bekannte Definition des Weibes von einem Franzosen:

femme humain, qui s'habille, babille et se déshabille.

(ein Menschenwesen, das sich ankleidet, schwatzt und sich entkleidet.) zur Wahrheit wird, noch darf die Eitelkeit so weit gehen, wie Oskar Peschel in der „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" erzählt: Die karibischen Frauen schnürten sich unter dem Knie und über den Knöcheln so fest, daß die Waden künstlich aufschwollen, was als großer Reiz galt. Oft weinten sie vor Schmerz, thaten es aber dennoch. Nebenbei gesagt, folgten dieselben karibischen Frauen, in den Waffen vollständig geübt, den Männern in den Kampf. Auch gab es bei ihnen eine Männersprache und eine Weibersprache. Gewiß eine weitgehende Emanzipation!

Wenn auch nach einem esthnischen Volksliede

. . . . Drei Dinge
sind zu einem Weibe nöthig:
warme Lippen, schlanke Arme
und ein liebevoller Busen,

so sind doch nach demselben Liede weit wichtiger drei andere Dinge, die

. . . sind zu einem Weibe nöthig:
in ihr eine zarte Seele,
gold'ne Zung' in ihrem Munde,
angenehmer Witz im Haupte.

Diese Bedingungen scheinen zu Walther's Zeiten die deutschen Frauen erfüllt zu haben: „Deutsche Männer sind wohlgeartet, recht als Engel steh'n die Frauen da."

Das entstehende Christenthum, so sehr es für die Gleichmachung der Menschen eintrat und die Würde sowie die Stellung der Frau hob, brachte doch auch manches harte Wort für die Frau. Der erste Brief Pauli an die Korinther enthält das bekannte mulieres taceant in ecclesia. XIV, 34 f. heißt es nämlich nach der Lutherischen Uebersetzung: „Eure Weiber lasset schweigen unter der Gemeine; denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern unterthan seien, wie auch das Gesetz sagt. Wollen sie aber etwas lernen, so laßt sie daheim ihre Männer fragen. Es stehet den Weibern übel an, unter der Gemeine reden." Die Kirchenväter waren nicht galanter, wenn sie vom Weibe, „diesem nie erschöpften Kapitel", sprachen. Der heilige Hieronymus 329—420 schrieb: „Eine christliche Jungfrau sollte gar nicht wissen, was eine Lyra oder Flöte sei und wozu sie gebraucht werde." Gut, daß er das Fortepiano, oder Stärkschwach, wie ein ungeschickter Sprachreiniger es nannte, nicht gekannt hat. Auf dem Konzil von Macon 585 äußerte ein Bischof: feminae non sunt homines, Weiber sind keine Menschen", aber die anderen Bischöfe widersprachen ihm. Erst das Germanenthum und die Romantik des Ritterthums machten es besser, wenngleich über letzteren Punkt jetzt richtigere Ansichten herrschen, die die lang geglaubten idealen Zustände als stark mit irdischen Zuthaten derbster Art versetzt erkennen.

Eine bekannte französische Devise lautet und kann als Charakteristik des Ritterthums in seiner Blüthe betrachtet werden: „Gott meine Seele, mein Leben dem König, mein Herz den Damen, die Ehre für mich." Die Prediger aber eiferten schon um 1220 gegen die Schleppe, und einer derselben behauptete damals, „dieser Pfauenschweif" sei „ein Turnplatz der Teufelchen" und Gott würde, falls die Frauen solche Schwänze bedurft hätten, sie wohl mit etwas der Art versehen haben. Da wir schon einmal in eine ältere Zeit gerathen sind, so wollen wir noch weiter zurückgehen. Der weise Salomo war zwar ein gewaltiger Verehrer des schwachen Geschlechtes und dichtete das hohe Lied der Liebe, aber seinen Beinamen hat er kaum daher. Einmal sagte er aber doch: Es gibt nur eine schlechte Frau, aber Jeder glaubt sie zu haben. Auch Griechen und Römer waren nicht galant. Cicero war ein ausgezeichneter Prosaiker, aber seine Verse waren nicht weniger als mustergiltig. Daß auch die folgenden nicht gut sind, liegt vielleicht daran, daß sein Schreibgriffel sich gegen den unhöflichen, ja groben Ausspruch sträubte:

Crede ratem ventis, animum ne crede puellis,
namque est feminea tutior unda fide.
Femina nulla bona est, vel si bona contigit ulla
nescio quo fato res mala facta bona

in eben so schlechter Prosa zu deutsch: „Vertraue dein Schiff den Winden, aber nicht deine Seele den Mädchen; denn sicherer ist die Welle, als weibliche Treue. Keine Frau ist gut; ist aber eine es doch, so weiß ich nicht, durch welchen Zufall ein schlechtes Ding zu einem guten wurde." Sein Ausschreiber, Valerino Maximus, hat sich Mühe gegeben, Beispiele von Treue der Frauen gegen ihre Männer zu finden, weiß aber nur wenige anzugeben.

Der Römer Paulus Aemilius ließ sich von seiner Frau Papiria scheiden. Seine Freunde tadelten ihn deshalb und sagten: „Sie ist weise, sie ist schön, sie hat Dir herrliche Kinder geboren." Er aber streckte seinen Fuß aus und entgegnete: „Ist dieser Schuh nicht neu! Nicht schön und gut gemacht! Und doch drückt er mich." Damals aber waren die schönen Zeiten des Römerthums bereits dahin, ebenso wie in der Periode des Feldherrn und Staatsmannes Metellus, der die Ehe als ein dem Staate gebrachtes Opfer betrachtete. Die Griechen waren nicht galanter und selbst eine Penelope wird von ihrem eigenen Sohne nicht als geistig ebenbürtig behandelt.

Euripedes, einer der drei großen griechischen Tragiker, schilderte das Weib sehr unfreundlich. Als man nun Sophokles fragte: „Warum schilderst Du das Weib so gut und Euripides so böse?" antwortete er: „Ich schildere die Frauen, wie sie sein sollen, und Euripides wie sie sind." Der Philosoph Demokritos heirathete eine sehr kleine Frau und sagte: „Unter den Uebeln muß man das kleinste wählen." Herodot, der Vater der Geschichte, schildert im Anfange seiner „Musen" die Ursachen der griechisch-persischen Kriege. Der Anfang wird von Asiaten und Griechen nach ihm zurückverlegt bis auf die mythische Entführung der griechischen Jo durch Phönizier, der phönizischen Europa und Kreter, und der Helena durch Paris. Es wäre aber ein Unsinn, meint er, das als Veranlassung anzugeben, denn es sei klar, daß eine Frau gegen ihren Willen gar nicht entführt werde.

Eine außerordentliche Stellung hatten nach Diodor Sikulus die egyptischen Frauen in Folge der Verdienste der Isis um die egyptische Gesellschaft. Die Königin hatte mehr Ehre als der König, und bei den Unterthanen erhielt die Frau eine größere Gewalt durch den Ehevertrag, indem die Männer schwören mußten, der Frau in Allem zu gehorchen. Aber auch in Egypten gab es Ketzer, denn oft werden die Weiber mit Raubthieren, Hyänen, Löwen und Panthern verglichen, und in einem Papyrus heißt es von einer lasterhaften Frau: „Sie ist eine Aufsammlung von allen Schlechtigkeiten, und ein Sack voll von allen Ränken." Der Pythagoräer Sekundus erklärte das Weib als „des Mannes Verlangen . . . ein bewachter Drache, eine befiederte Schlange, ein freiwilliger Kampf, ein kostspieliger Krieg, eine tägliche Verschwendung, ein boshaftes Thier, ein nothwendiges Uebel," wobei wir die unzartesten Erklärungspunkte noch weggelassen haben. Welch ein Unterschied gegen den modernen Saphir, nach welchem das Weib ist: „der Honigseim des Lebens, die Zuckerbrüe in der Schote des Daseins, das Fettauge auf der mageren Suppe des Lebens, die Hechtleber in der irdischen Fastenzeit, der Weihnachtsbaum auf dem Kindermarkt der Menschheit und die wundervolle Spiralfeder in der großen Weltmaschine." Ein anderer Schriftsteller sagt: „Wer über die Weiber schreiben will, sollte die Feder eines Seraphs in Regenbogenfarben tauchen und sein Silber- oder Goldpapier mit Streusand von Schmetterlingsflügeln bestreuen."

Thomas Morus vergleicht einen Ehelustigen mit Einem, der aus einem Sacke mit 99 Vipern und einem Aale den Aal herausfinden soll. Nun die Abneigung gegen die Ehe fanden wir schon früher von Manchem ausgesprochen und das Sprichwort gibt ihnen Recht:

Wer ehrlich ist, freit früh,
Wer klug ist, nie.

und ein zweites:

Freien oder Nichtfreien?
Thu' was Du willst, so wird es Dich gereuen!

In der travestirten Aeneide läßt Blumauer nach der Abreise des geliebten Aeneas die verlassene Dido sich aufhängen und fährt dann fort:

Und seit dem jämmerlichen Brauch,
Aus Liebe sich zu morden,
Ist unter unsern Damen auch
Das Hängen Mode worden.
Sie hegen gleichen Appetit
Und hängen sich, wenn einer fliegt,
Sogleich an einen — Andern.

In der 12. Romanze von Herder's „Cid" sagt der König dem tapfern Helden:

Am wenigsten versteht Ihr
Euch auf's weibliche Geschlecht.
Alle wollen sie regieren
Und regieren denn auch wirklich;
Leider sind wir nur ihr Werkzeug;
Unsere männlichsten Gedanken
Oft zerstört sie ein Weib.
Gleich als hätte Gott zuletzt noch
In sein schönes Haus, die Schöpfung,
Deshalb nur die Frau geführet,
Daß durch sie und für sie Alles,
Alles je geschehen sollte,
Sonder Schein, daß sie es thut.

Vom Cid Campeador zu den Arabern ist kein großer Sprung. Ein arabisches Sprichwort sagt nun:

Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
In der Gesundheit des Leibes
Und am Herzen des Weibes.

Lessing heirathete erst spät. In seinen früheren Jahren scheint er kein Freund des schönen Geschlechts gewesen zu sein. In einem Epigramme läßt er auf den Vorwurf des Stax:

Thrax! Eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.

den Getadelten antworten:

Ja freilich Stax! Ich muß mich schämen.
Doch sieh', ich hielt sie auch für stumm

und ein zweites: Lobspruch des schönen Geschlechtes, geschrieben 1747, also in einem Alter von 18 Jahren, lautet:

Wir Männer stecken voller Mängel.
Es läugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns sind Engel,
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück — und die sind zu errathen —
An diesen Engeln nicht gar viel:
Gedanken, Wort und Thaten.

In der kleinen poetischen Erzählung „Das Muster der Ehe" ist der Mann taub, die Frau blind, daher „Das rare Beispiel", daß diese Ehe „still, wie die stillste Sommernacht war."

Minna von Barnhelm sagt II, 7: „Wenn alle Mädchen so sind, wie ich jetzt fühle, so sind wir — sonderbare Dinger: Zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm."

In der Fabel „Die Furien" schickt Pluto den Götterboten Merkur auf die Erde um drei tüchtige Weibspersonen, die er als Furien braucht. Zu gleicher Zeit schickt auch Juno die Iris ab, ihr drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu bringen. Sie kommt zu spät. „Göttin", sagt Iris, „ich hätte Dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle Drei vollkommen strenge und züchtig gewesen, die alle Drei nie einer Mannsperson gelächelt, die alle Drei den geringsten Funken der Liebe in ihrem Herzen erstickt, aber eben hatte sie Merkur für Pluto abgeholt." — „Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?" — „Zu Furien".

Grillparzer sagt vom Weibe in „Sappho":

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geschäftig für sein Wohl liebt still das Weib.

Der Spötter Heine verschont auch das schöne Geschlecht nicht. Versteckt, aber doch ziemlich deutlich, drückt er dies aus im Buch der Lieder, Heimkehr 63:

Wer zum erstenmale liebet, sei's auch glücklos, ist ein Gott,
Aber wer zum zweitenmale glücklos liebt, der ist ein Narr!

Seinen Hohn gießt er über weibliche Autoren aus in den den Reisebildern (Norderney) angehängten Xenien:

Wenn die Damen schreiben, kramen stets sie aus von ihren Schmerzen
Fausses couches touchirter Jugend — ach die gar zu offnen Herzen.
Laßt die Damen mir zufrieden; daß sie schreiben, find' ich rätlich:
Führt die Frau die Autorfeder, wird sie wenigstens nicht schädlich.

Der große Kant verlangt, daß das Weib sein soll wie eine Stadtuhr, so pünktlich und doch nicht wie eine Stadtuhr — Alles laut verkünden; es soll sein wie eine Schnecke so häuslich und doch nicht, wie die Schnecke — Alles auf dem Leibe tragen; es soll sein wie das Echo und nur antworten, was man sie fragt, und nicht wie ein Echo — immer das letzte Wort haben wollen und es ausrufen. Als man Milton tadelte, warum er seine Töchter keine fremde Sprache lernen lasse, antwortete er: „O, eine Sprache ist schon genug für Weiberzungen." Galanter war Albrecht Dürer, der gar nicht in den Himmel kommen wollte, weil es da keine Weiber gebe.

Schließen wollen wir diese Zeilen mit den alten Indern. Sakuntala hat in der gleichnamigen indischen Erzählung dem König Duschmanta einen Sohn geboren, nachdem er sie verlassen hatte und in sein Reich zurückgekehrt war. Nach sechs Jahren kommt sie an den königlichen Hof und bringt dem König ihren Sohn, der aber von seinem Vater, um seine Echtheit zu prüfen, nicht an

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-629230-18871002042/fragment/page=0001

erkannt wird. Sakuntala sagt nun nebst Anderem, wodurch sie ihn zu Anerkennung bewegen will Folgendes:

— Des Hauses Ehre
Ist die Gattin, sie des Mannes Odem,
Wurzel sie des Rechts und des Geschlechtes
Und die Quelle alles Heils. Gemeinsam
Mit dem Gatten opfert sie den Göttern
Und das Haus gedeiht durch ihre Sorge.
Süßen Trost verbeut sie Dir im Unglück.
Und gesellt sich Dir zu holder Zwiesprach'
In der Einsamkeit, selbst auf der Wand'rung
In der Wildniß bietet sie Dir Labung.
Wenn die Gattin vor dem Manne dahinstirbt,
Schaut sie harrend aus dem Sitz der Sel'gen
Auf den Theuren nieder;
Sank der Gatte schon vor ihr ins Grab, so folgt die Treue
Willig ohne Zögern in den Tod ihm.
Hoch begehrt wird drum das Ehebündniß.
Wer ein Weib hat, der ist seelenfreudig
Und voll Hoffnung; er besitzt die Gattin
Ja in dieser Welt und in der andern.

Duschmanta aber erwidert:

Ei, das Kind, das Du geboren, sollt' ich
Anerkennen? Nimmermehr! Die Weiber
Sprechen niemals Wahrheit."

In Sâvitri feiern die alten indischen Dichter die Gattintreue, welche durch ihre Standhaftigkeit selbst Jama, dem Gotte der Unterwelt, ihren bereits verstorbenen Gatten, Satjavân, entreißt. Ein alter indischer Spruch sagt:

Glücklich, die zu Lehrers Füßen
Tranken aus der Weisheit Bronnen,
Denen alle Erdenfreuden wie ein Jugendtraum zerronnen;
Oder die auf Bergesrücken
Sich in Brahmas Lichte sonnen;
Aber glücklich auch hienieden,
Wer ein treues Weib gewonnen.

Ein anderer Spruch sagt:

Wer ist nicht stolz, wenn er Reichthum erlangte? Wann hören die Leiden eines Weltmannes auf? Wem wird auf Erden das Herz nicht von Frauen gebrochen?

Nun, gar so arg ist es nicht und gar mancher Sterbliche trägt sein Herz noch ganz und ungebrochen in der Brust, da es den Meisten geht, wie Heine sagt:

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch ertragen.

Das Wie? kümmert dann die Anderen eben herzlich wenig.

Unsere Namen.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht Adam Müller-Guttenbrunn in dem von ihm herausgegebenen, eine Fülle belehrenden und unterhaltenden Lesestoffs darbietenden „Kalender des deutschen Schulvereins" für 1888 (Wien, Fromme) einen längeren Artikel, der uns der Beachtung weiterer Kreise werth erscheint. Wir geben ihn daher in seinen wesentlichen Ausführungen an dieser Stelle wieder:

„Nicht viele Menschen sind sich dessen bewußt, welch' ein wichtiges Amt sie ausüben, wenn sie einem neugeborenen Erdenbürger seinen Namen geben. In den wenigsten Fällen wird eine solche Frage im Schoße der Familie ernsthaft erwogen; meistens entscheidet der überlieferte Gebrauch, die Höflichkeit gegen einen Pathen, gegen eine Erbtante, oder was noch schlimmer ist, eine Laune, die Mode des Tages. Und doch sollten all' diese Beweggründe nicht mitsprechen dürfen bei einem so bedeutsamen Werke. Ein Name ist nicht nur ein Gewand, das man dem neuen Mitglied der menschlichen Gesellschaft anzieht, er ist berufen, das Kleid seiner Seele und seines Geistes zu werden, und er wird einen wesentlichen Antheil haben an dem künftigen Bilde des neuen Menschen. Was ist nicht ein Name! Alles Zarte und Holde, alles Herzliche und Gute, das wir beim Anblick unseres Kindes empfinden, fließt uns über die Lippen, wenn wir seinen Namen aussprechen. Und dieser Name wird, so lange es lebt, immer nur von denen ausgesprochen werden, die ihm gut sind, die es lieben.

Im Namen eines jeden Menschen lebt ein gewisses Bild, das vor unserer Seele auftaucht, sobald wir ihn aussprechen hören. Es giebt Namen, die uns sofort einnehmen durch ihren Wohllaut oder ihre Würde; Namen, die etwas Anheimelndes haben, die uns in das Ohr fallen, als ob wir sie schon tausendmal vernommen hätten, und die das Gefühl in uns erwecken, als ob sie nur von Menschen geführt werden könnten, denen wir gut sind; Namen, die altfränkisch und verzopft anmuthen; Namen die fremd und wunderlich, geschmack- und würdelos klingen; Namen, die uns ein Lächeln entlocken, so oft wir sie hören. Der Vorname allein bringt solche Wirkung selten hervor, sie liegt meistens in dem Zusammenklang, der durch Vor- und Zunamen erzielt wird. Wer aber denkt daran, wenn er einem Kinde einem Taufnamen giebt? Der Schreiber dieser Zeilen hatte einen lieben Jugendfreund, der Hannibal Käsmeyer hieß. Der arme Junge war das Gespött aller Schulgenossen, und er schämt sich noch heute, seinen schönen Vornamen auszuschreiben. Er beneidet alle Menschen, die Franz oder Josef heißen, und es war ein Thorenstreich seines Vaters, ihn Hannibal zu nennen.

Bei der Namensgebung herrschen im Volke die verschiedensten Gebräuche. In einer Gegend ist es Sitte, das Erstgeborene immer nach Vater oder Mutter zu nennen, in einer anderen nennt man es nach den Pathen, in einer dritten wird das Kind unbarmherzig dem Heiligen des Tages geopfert und hieße er oder sie auch Polykarpus oder Eustachia. Die erstgenannte Sitte hat etwas menschlich Rührendes an sich. Die Mutter will ihren Sohn so nennen, wie sie den Mann ihrer Wahl genannt hat, der Vater seine Tochter so, wie seine Braut geheißen. Aber ist dies auch klug und kann es dem neuen Menschen nützen? Sind eure eigenen Namen so gut gewählt, daß ihr sie wie eine unantastbare Welteinrichtung forterben wollt? Und geht es an, dies namentlich bei Söhnen zu thun? Der an zweiter Stelle genannte Brauch ist eine leere, starre Form, die noch ärger drückt als die erste. Gesetzt, der Pathe eures Kindes hieße Wunibald Schuhmann. Der Name klänge also gar nicht übel. Ihr aber heißt vielleicht Lustig, Rathgeb oder Krautschneider! Wie kann ein Mensch von Vernunft einem Kinde den Namen Wunibald mit auf den Lebensweg geben, wenn es dann Wunibald Rothgeb heißen müßte? Der dritte Fall ist bei weitem der schlimmste. Der katholische Kalender mit seinen hundertköpfigen Heiligennamen hat eine Fluth von Verwälschung in unser Volksleben getragen und verheerend unter den alten deutschen Namen gewüthet. Der Glaube, dem Kinde durch eine bestimmte Namenswahl einen Fürsprecher im Himmel zu gewinnen, ist ja von großer Schönheit und Tiefe, aber er hat uns um eben so schöne nationale Güter gebracht und in der katholischen Welt die Einbürgerung von inhaltslosen Sitten und Gebräuchen gefördert. Die Feier des Namensfestes in der ganzen katholischen Welt an Stelle des Geburtsfestes z. B. ist eine der geringsten, doch bezeichnendsten Wirkungen jenes Glaubens. Die Feier des Namensfestes ist eine religiöse Form, deren eigentlicher Grundgedanke in Niemandes Bewußtsein lebt; die Feier des Geburtsfestes aber fußt auf einer tief menschlichen Grundlage und redet eine Sprache, die Jedermann versteht.

Das deutsche Volk verlor zuerst durch das Christenthum, dann durch die Renaissance den geistigen Zusammenhang mit seinen Urvätern. Germanische Sage und Geschichte, Literatur und Religion waren lange Jahrhunderte verschüttet, und die deutschen Gelehrten und Dichter unseres Jahrhunderts haben es mit erstaunlichem Erfolge unternommen, uns die alte germanische Welt wieder zu erschließen. Wenn es aber jemals wieder gelingen soll, das deutsche Volk mit der Gedanken- und Vorstellungswelt seiner Ahnen vertraut zu machen, dann müssen die Bestrebungen der Gelehrten und Dichter in die weitesten Kreise getragen werden, dann muß das Volk selbst mit arbeiten an seiner nationalen Wiedergeburt. Und einen kleinen Beitrag zur Förderung dieser Arbeit kann jeder leisten, der in die Lage kommt, einem Kinde einen Namen zu geben. Fort mit dem fremden, unnatürlichen Gewand für deutsche Seelen! Hinweg mit allen wälschen, slavischen, lateinischen oder griechischen Namen! Die Namen unserer Kinder werden in unsere Herzen geschrieben und in ihre eigenen nichts ist uns so heilig, wie sie. Und diese Namen, die unsere Kleinen zuerst lallen lernen, die wir selbst immer auf der Zunge führen, sie sollten nicht deutsch sein müssen? Man braucht die Frage nur aufzuwerfen, um sie bejaht zu sehen von allen Seiten. Auch soll es nicht verkannt werden, daß eine ganz kleine Wendung zum Besseren in den letzten Jahren eingetreten ist. Aber diese Wendung ist nicht nur sehr unbedeutend, sie ist auch ohne innere Triebkraft, denn sie giebt sich nur als ein Geschöpf der Mode. Die sogenannte Gesellschaft kann sich eben keiner Mode entziehen, und so spielen denn die Wagner'schen Opern die Scheffel'schen Dichtungen bei der Namensgebung seit geraumer Zeit schon eine Rolle. Die eine „Elsa" Richard Wagners hat tausend Schwestern gezeugt, und so süß der Name bei dem Dichter klingt, so alltäglich und inhaltsbar ist er durch die Mode geworden, die ihn zu einem Puppennamen gemacht hat, der nunmehr jene Gattung von Mädchen bezeichnet, die früher unter dem Einfluß Goethe's „Gretchen" genannt wurden. Daß eine Mode, die auf Wagner und Scheffel fußt, einem oder dem anderen schönen deutschen Namen zu Gute kommt, darf uns nicht abhalten, sie zu verspotten, denn sie hat nichts gemein mit einer zielbewußten deutschen Bestrebung. Eine solche hat in Bezug auf die Namensgebung leider noch gar keinen Boden gewonnen, weder im Volk, noch in der sogenannten Gesellschaft. In der letzteren ist es geradezu trostlos bestellt. Wir sahen jüngst einmal hundertzehn Namen deutscher Frauen, die für eine nationale Sache eintraten, neben einander stehen. Was war das für ein Schaupiel! Clementine, Rosa, Jane, Jaune, Angelique, Claire, Camilla, Clarisse, Zella, Stefanie, Nola, Alice, Jenny, Henriette, Valerie, Sidonie, Victorine, Hermance, Charillea u. s. w. hießen diese deutschen Frauen und Mädchen. Unter den hundertundzehn Taufnamen fanden sich Elsa dreimal, Hedwig zweimal, Margarethe dreimal, Bertha zweimal, Hilda zweimal, Mathilde zweimal, Adelheid einmal, Agnes einmal Edith einmal, Gertrud einmal, Wilhelmine zweimal, Ida einmal. Das sind im Ganzen einundzwanzig deutsche Namen neben neunundachtzig fremden. Und dieses Verhältniß muß als ein sehr günstiges bezeichnet werden, denn es ist im allgemeinen viel schlimmer. Man hat gar keine Empfindung mehr dafür in der deutschen Gesellschaft, wie lächerlich es ist, zum Beispiel Jean Baumann, Baptiste Werner, Louis Müller, Lisette Meier, Elly Wagner, Henry Lange, Anita Schulz, Charles Brunner, Fedor Manhart, Jaroslaw Kerner u. s. w. zu heißen. Wird es einem Franzosen einfallen, sich Hans Durand, Walter Richepin, Hermann Copuelin, Wolfgang Augier zu nennen? Er würde seinen deutschen Namen wie eine Narrenjacke tragen. An solche Ungereimtheiten gewöhnen sich die Angehörigen anderer Völker nur, wenn sie in der Fremde leben, wir aber tragen die fremden Namen daheim. Ganz unleidlich wird diese Erscheinung, wenn geschichtliche Namen in Betracht kommen. Wir wollen hier bloß einen nennen: Napoleon! Zahlreiche deutsche Familien haben mit diesem Namen ihre Kinder befleckt, und was bei allen anderen Völkern unmöglich wäre, erscheint uns nicht als unstatthaft. Die drei großen Helden des deutschen Krieges heißen Wilhelm, Otto und Hellmuth. Welcher Franzose könnte diesen Namen tragen, ohne entehrt zu sein? Die Namen solcher Männer zu führen, die in der Geschichte des eigenen Volkes Bedeutung gewonnen haben, ist eine schöne Sitte, und sie ist bei allen Völkern heimisch, nur die deutsche Gesellschaft hat es nicht würdelos gefunden, selbst jene fremden historischen Namen bei uns einzubürgern, die in der deutschen Geschichte die traurigste Rolle spielen. Keine andere Nation ist eben in gleichem Maße bis ins's Herz der Familie von Fremdländerei durchdrungen wie die deutsche, und nach der hier vorgezeichneten Richtung Wandel zu schaffen, wäre eine rühmenswerthe That. Der Kalender der Katholiken und Protestanten weist eine Fülle von schönen, echt deutschen Namen auf, die gewählt werden können . . Die Wenigsten aber wissen, daß unser Kalendarium die herrlichsten Namen der deutschen Sagenwelt enthält, daß man Kriemhild und Gudrun, Hagen und Marbod, Alarich und Giselher, Volker und Rüdiger heißen kann, ohne eines kirchlichen Schutzheiligen entbehren zu müssen und aus dem Nahmen der christlichen Welt zu fallen.

Es ist nicht zu leugnen, daß das zeitgenössische Schriftthum immer einen großen Antheil hat an der Namensgebung in den gebildeten Kreisen der Bevölkerung, und die angeführten Modenamen unserer heutigen Frauenwelt ergeben in ihrer Gesammtheit entweder ein sehr hartes Urtheil über die moderne deutsche Literatur, oder sie beweisen, daß der Einfluß der fremden Literaturen in unserer deutschen Gesellschaft ein unbeschränkter ist. An unseren Schriftstellern ist es in erster Linie, den deutschen Namen wieder Geltung zu verschaffen, denn es liegt in ihrer Macht, ihre Helden nach Belieben zu nennen. Sie werden sich freilich der Gefahr aussetzen, etwas Unwahrscheinliches zu thun, wenn sie ihre moderne Heldin anstatt Henriette, Herlinde nennen, aber das anscheinend Absonderliche wird seine Wirkung nicht verfehlen — es wird gefallen, und die alten deutschen Namen werden weiteren Kreisen immer vertrauter werden und schließlich ihren Einzug halten in alle Schichten der Gesellschaft. Die letztere selbst aber möge nicht warten, bis es einem oder dem andern Schriftsteller, der unseren Anregung folgt, gelungen ist, deutsche Namen in Schwung zu bringen, sondern selbst muthig voranschreiten. Dabei möge jedes sich die hier dargelegten wichtigen Grundsätze vor Augen halten: Ein Vorname darf nicht gewählt werden, weil er schön ist und gefällt. Seine Klangfarbe muß mit der des Familiennamens verwandt sein. Wenn der letztere gewöhnlich ist, darf der Vorname nicht zu hochtrabend sein. Wenn der Eigenname zur Heiterkeit herausfordert, soll der Vorname durch bürgerliche Schlichtheit und vocalischen Gleichklang verschönen. Kein Name darf, als Ganzes betrachtet, einer gewissen Würde entbehren. Besonders vorsichtig sei man mit der öffentlichen Annahme von Namen, die von der Zärtlichkeit verstümmelt worden sind. Matronen, die Lili, Fritzi oder Fifi heißen, sind possenhafte Erscheinungen im Leben."

Mannifaltiges.

Säkular- und Semisäkularfage.

Oktober 1887.

1. 1. Oktober 1737. Geb. zu Besancon Sir J. F. E. Acton, italienischer Staatsmann, erst in französischen und toskanischen, dann in neapolitanischen Diensten, gelitt, 1806 hatte sich durch Willkür sehr verhaßt gemacht. † 12. Aug. 1811 in Palermo.
2. 2. Oktober 1837. Geb. zu Frankfurt a. O. Reinhold Buchholz, deutscher Naturforscher (Zoolog und Reisender, Professor ꝛc. in Greifswald, machte die Nordpolfahrt der „Hansa" mit, unternahm eine Reise nach Afrika, † 17. April 1876 zu Greifswald.
3. 3. Oktober 1187. Sultan Saladdin entreißt den Christen Jerusalem, läßt aber alle Einwohner, die ein mäßiges Lösegeld zahlen können, frei abziehen. Die Einnahme der Stadt hat den dritten Kreuzzug zur Folge.
4. 4. Oktober 1787. Geb. zu Nimes F. P. G. Guizot, berühmter französischer Staatsmann, Geschichtsforscher und Schriftsteller, seit 1812 Professor, dann aber mehrfach Minister, Gesandter ꝛc., 1848 angeklagt, jedoch freigesprochen, 12. September 1874 auf Val Richer, Hauptvertreter der „Doctrinäre", verdient um den Unterricht.
4. Oktober 1837. Einweihung des von Thorwaldsen entworfenen Gutenbergdenkmals auf dem Gutenbergplatze in Mainz.
7. al. 8.) 1787. Die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig, welche zur Unterstützung des Erbstatthalters der Niederlande in Holland einmarschirt waren, nehmen Amsterdam ein.
10. 10. Oktober 1687. Geb. zu Basel Nicolaus Bernoulli, Mathematiker, Philosoph und Jurist, seit 1716 Professor in Padua, seit 1722 in seiner Vaterstadt, verdient um verschiedene Zweige der Mathematik, † 29. November 1759 in Basel.

Logogriph von Gustav Haller.

Mein Vater ist ein Mann. — Wie andre Männer sind?
O nein! — Ihr nennt ihn oft 'nen Träumer, oft ein Kind,
Weil er, sobald im Lenz ein warmes Lüftchen weht,
Nicht, wie der Hirz und Kunz auf festen Beinen steht,
Und weil er stundenlang am Dornenpfade sitzt,
Indem er sittlich macht, wer bei der Arbeit schwitzt.
Und meine Mutter ist ein Weib. — Wie andre Frauen
Mit nichten, denn sie stammt aus überirdischen Auen,
Der Himmel war ihr Ahn, die Erde ihre Ahne.
Unsterblich — wird sie nie ein Gast von Charon's Kahne. —
Ich selbst? — Ich bin beschwingt, und über Thal und Hügel
Flieg oft ich rasch dahin, doch hab ich keine Flügel.
Oft flieg ich in ein Herz und mach es schier verrückt;
Vernimmt mein Vater das, dann ist er hochbeglückt;
Oft werd auch ich verkannt, gescholten und verhöhnt;
Oft wird mir Lob gezollt, mein Vater ruhmgekrönt.
Oft schaff ich Traurigkeit, oft Ekbench ich, wo's entsteht,
Wenn man inmitten mir zwei Zeichen umgedreht;
Und dann geschieht es wohl, daß ich in Thränen schwimme,
Weil mir gerauht ein Laut, der mir verliehen die Stimme.

Lösungen aus Nr. 39.

1. Räthsel: Gefallen.
2. Logogriph: Der Stumme, die Stimme.
3. Scherz-Homonym: Tier, Rentier, Rentier.

Correspondenz.

C. S., Meta Müller, Ernst Fürster alles richtig. S. Zimmer, 1 kleine S. 1 u. 2 richtig. Jean Krüger, Johanne Eichapfel in M.; Gesellschafter K. 2 und 3 richtig. Carl Wilmsdorf, Louis G. 1 u. 2 richtig. M. S. 2 richtig. Hugo Steiner, M. Richter, Ernst W. 3 richtig.

Verantwortlich Julius Nunckelt. — Plötz'sche Buchdruckerei (R. Nietschmann) in Halle.